

PD Dr. Michael Groneberg ist Privatdozent an der Universität Fribourg in der Schweiz (michael.groneberg@unifr.ch) und vertritt seit Sommersemester 2007 die Professur für Philosophie der Antike und des Mittelalters an der WWU Münster (michael.groneberg@uni-muenster.de).

Woher die Homophobie? Ein Erbe der Spätantike

Ich möchte im folgenden meine laufende Forschung zur Homophobie vorstellen, die meine bereits publizierte Arbeit zur männlichen Sexualität fortsetzt (Groneberg 2006).

Fragestellung

Obwohl homosexuelle Akte wie andere nicht-prokreative Sexualitäten heute in den Kulturen, die die Aufklärung durchlaufen haben, entkriminalisiert und mittlerweile auch depathologisiert wurden, und obwohl der Schutz vor Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung inzwischen Menschenrecht ist und zur Aufgabe des Staates erklärt wurde, ist Homophobie weiterhin an der Tagesordnung.

Unter Homophobie ist hier in erster Näherung zu verstehen Gewalt gegen vermeintlich Homosexuelle und Abneigung, Ekel oder Hass gegenüber Homosexuellen oder Homoerotik. Wir können unterscheiden

- homophobe Gewaltakte und Äußerungen (die sich gegen vermeintlich Homosexuelle richten)
- homophobe Einstellungen (die Homosexualität zum Gegenstand haben)
- strukturelle Homophobie (institutionell und sozial getragene Diskriminierung, Abwertung, Ausgrenzung oder Ermordung Homosexueller)
- internalisierte Homophobie (die zu psychischer Belastung bis hin zu Suizidgedanken oder –versuchen führt)

Ein paar Rahmendaten zur institutionellen Repression von Homosexualität:

342 werden von den Söhnen des Kaisers Konstantin schwere Strafen zunächst für passive homosexuelle Pädikation eingeführt. Strafen für männliche Prostitution schliessen sich an. 438 wird jeglicher passive homosexuelle Akt eines Mannes mit der Todesstrafe belegt. Erst 538 stellt Justinian jegliche homosexuelle Akte unter Todesstrafe. Die germanischen Gesetze folgten mehr oder weniger schnell. Alarichs westgotisches Gesetz von 505, das bis ins 12. Jahrhundert weite Anwendung fand, sah die öffentliche Verbrennung nur für zwischenmännlichen Verkehr vor. Sodomie umfasste seit der *Carolina*, dem verbreiteten Strafgesetzbuch von 1532, gleichgeschlechtliche Unzucht bei Männern und Frauen, teils aber auch explizit die *pedicatio* zwischen Mann und Frau, sowie Bestialität.¹ Eine Verordnung der Kaiserin Maria Theresia für die österreichischen Erblande markiert den Gipfelpunkt der Repression: 1769 ergänzt sie als weitere Art von Sodomie die Masturbation, die im Fall der Ejakulation mit Feuer oder Schwert zu bestrafen war.² Nach dieser Zuspitzung schafften christliche Länder die Todesstrafe auf Sodomie nach und nach ab, als erstes 1787 Österreich, dann 1794 Preussen. Die vollständige Entkriminalisierung im *Code Napoléon* von 1810 wurde in weiten Teilen Europas umgesetzt, gegen Ende des 19. Jahrhunderts schafften auch England, Irland und Schottland die Todesstrafe auf Analverkehr (auch heterosexuell) ab.³ Strafbar bleiben erotische Praktiken, die gewaltsam sind, öffentliches Ärgernis erregen oder mit Kindern vorgenommen werden.

Die Wiedereinführung von staatlicher Verfolgung und Hinrichtung von Homosexuellen ist typisch für totalitäre Systeme und Diktaturen jeglicher Couleur,

¹ *Neue peinliche Halsgerichtsordnung* für Böhmen, Mähren und Schlesien von 1711, Art. 19, §19.

² *Constitutio criminalis*, Art. 74 §1; Magnus Hirschfeld 832.

³ Magnus Hirschfeld, 1914, 842f. (England/Irland), 848f. (Schottland).

was den Schluss auf einen engen Zusammenhang von strafrechtlicher Liberalität in Hinsicht erotischer Praktiken und Demokratie und/oder Laizismus nahe legt.

Es ist festzuhalten, dass in der christlichen Welt vom vierten bis zum 19. Jahrhundert das Paradigma der prokreativen Sexualität unter Androhung von Todesstrafe staatlich und kirchlich verordnet war. Natürlich gab es auch vor dem vierten Jahrhundert strafrechtliche Normierungen erotischen Verhaltens, allerdings waren diese weniger gravierend und um andere Kriterien organisiert. Massgeblich war hier nicht die Leitdichotomie marital prokreativ vs. *alles andere* (sodomitisch/widernatürlich), sondern aktiv vs. passiv, was in Rom und Athen zu je unterschiedlichen Regulierungen führte (Cantarella 2004, 2006).

Andererseits bedeutete das Ende der Todesstrafe für nicht-prokreative erotische Praktiken noch nicht deren gänzliche Befreiung von Normierungen. Wir können im Gegenteil mit Foucault von einer Ausweitung der Regulierung der Körper und der Lüste durch ihre Medikalisierung sprechen. Die neue normative Dichotomie von normal und gesund vs. pervers oder krank markiert die Ablösung der Dominanz der religiösen durch die medizinische Sichtweise.

Gegenwärtig ist zu beobachten, dass homophobe Gewalt nicht ab-, sondern örtlich sogar zunimmt, dass homophobe Einstellungen auch in der Theorie vertreten werden und versucht wird, strukturelle Homophobie zu legitimieren. Weiterhin belegen neuere Forschungen, dass Jugendliche, die in der Pubertät ihre Homosexualität entdecken, enormen psychischen Belastungen ausgesetzt sind. Nach diversen Studien steht ca. ein Viertel der Suizidversuche Jugendlicher mit unbewältigter eigener Homosexualität in Zusammenhang.

Es stellt sich daher die Frage, worin diese fortdauernde Homophobie begründet ist, wo doch die offizielle Repression längst geendet hat. Haben wir es mit deren späten Ausläufern zu tun, mit einer Art Trägheitseffekt des Wertesystems, oder gibt es etwas Grundlegenderes, das die Homophobie weiterträgt? Etwas, das noch vor der Einführung der strafrechtlichen Repression liegt und diese erst mit ermöglichte?

Die Männerforschung

Auch Connell beschreibt die alltägliche Homophobie anhand der Aussagen der von ihr Befragten: Der eine verlor seinen Arbeitsplatz, weil er schwul ist; der andere hält seine Homosexualität geheim, um seine Stellung und den Zugang zu seinen Kindern nicht zu verlieren; ein dritter flüchtet sich in eine langweilige berufliche Stellung, weil er sich dort sicher glaubt. In den Interviews anderer Männer kommt dagegen immer wieder so etwas wie eine Selbstversicherung der eigenen Männlichkeit durch Verurteilung und Abwertung oder Distanzierung von Homosexualität zum Ausdruck. Nach Connells Theorie hegemonialer Männlichkeit stellt sich diese sowie männliche Dominanz durch interne, zwischenmännliche Ermächtigungen her, wobei als Paradebeispiel der untergeordneten Männlichkeit die homosexuelle fungiert (Connell 1995, ch. 6). Neuzeitliche hegemoniale Männlichkeit ist demnach Connell zufolge inhärent homophob, was daran liegt, dass männliche Homosexualität in die Nähe von Weiblichkeit gerückt wird: „Die patriarchale Kultur hat eine sehr simple Erklärung für schwule Männer: es fehlt ihnen an Männlichkeit.“ (2000, 165) Dieses Stereotyp, das nichts mit der Wirklichkeit zu tun hat, aber sogar in die frühe Sexualwissenschaft Einzug hielt, bevor sie angesichts der Empirie korrigiert wurde, ist Connell zufolge „ein strukturelles Merkmal von Homosexualität in einer patriarchalen Gesellschaft, und zwar völlig unabhängig von Persönlichkeitsstil und Identität“ des Einzelnen (178f). In diesem Sinne kann man von einer „zwangsläufigen Effeminierung durch Homosexualität“ sprechen (179). Der Effekt ist dabei klar: Die Schwulen werden auf

dieselbe Stufe wie Frauen gestellt, sie werden Gegenstand von Unterdrückung und verlieren ihre Möglichkeit, von der patriarchalen Dividende zu profitieren.

Nehmen wir einmal an, dass diese Generaleffeminierung der Schwulen tatsächlich stattfindet, dann stellt sich die Frage, woher sie kommt. So lässt sich in der Tat beobachten, dass die Moderne von einem Begriff gegengeschlechtlichen Begehrens geprägt ist. Sexuelles Begehren geht – sozusagen begrifflich analytisch – auf das andere Geschlecht. Dies kommt wunderschön in Ulrichs' Spruch zum Ausdruck, der Urning sei „eine weibliche Seele in einem männlichen Körper“. Diese Auffassung des Begehrens ist nun aber keineswegs notwendig. Sie fehlt völlig in der Antike, wo ganz andere Kriterien als der *sexus* des Objekts dominant sind, nämlich Aspekte wie Aktivität, Jugend, Unterwerfbarkeit etc. Es ist dort sogar denkmöglich, den Mann, der Männer liebt, für männlicher zu halten als andere – eben weil er Männlichkeit verehrt und begehrt. In Rom konnte gar die sexuelle Unterwerfung eines anderen Mannes als ultimativer Beweis von Männlichkeit aufgefasst werden (Cantarella 2006). Es stellt sich daher die Frage, warum spätestens im 19. Jahrhundert der Begriff des Begehrens sexuiert ist und Begehren nun notwendig auf das andere Geschlecht geht.

Exkurs: Sexualität als Wort und als Begriff verschmilzt zweierlei, das nicht notwendig in Verbindung steht, nämlich Geschlecht (*sexus*) und Begehren (*eros*).⁴ Damit wird zum einen das Thema Geschlecht automatisch als das des Begehrens gedacht, wie die Phänomenologen des 20. Jh. nachhaltig vorexerziert haben,⁵ wodurch die eigentlich interessanten Machtdifferenzen zwischen den Geschlechtern verschleiert werden. Zum andern wird die Thematik des Begehrens von vornherein auf die Präferenz des Geschlechts ausgerichtet. Erotik steht im Sexualitätsgefüge von vornherein unter der Leitdichotomie der Wahl des Partnergeschlechts, also von Hetero- und Homosexualität und schafft damit die Voraussetzung für Heteronormierung. Die Zwangsverortung in der Dichotomie homo/hetero wurde in den letzten Jahrzehnten zwar aufgebrochen,⁶ ist aber je nach Land und Ort noch verschieden stark wirksam. Wort und Begriff *Sexualität* zementieren die Priorität des Geschlechts als Gegenstand des Begehrens. Festzuhalten bleibt jedoch auch, dass das Sexualitätssystem letztlich die Entkriminalisierung und Entpathologisierung der Homosexualität nicht nur nicht verhindert, sondern sogar die Re-akzeptanz homoerotischer Praktiken befördert hat.⁷

Probleme mit dem Effeminierungsansatz

Die Effeminierung der Schwulen gehört vielerorts der Vergangenheit an. Sowohl in dem wörtlichen Sinne der Vorstellung, dass Schwule weibisch seien, als auch in dem entmächtigenden Sinne der Herabstufung. Dennoch lebt die Homophobie fort. Trotz allseits bekannter schwuler Politiker und Talkmaster.

Die Diagnose, dass der Mann, sobald er als homosexuell etikettiert ist, machtmässig in die Nähe der Frau gerückt wird, hat etwas für sich. Aber was, wenn auch die Frau

⁴ So verschmilzt Hirschfeld die Phänomene des Geschlechts und des Begehrens, indem er Hermaphroditen, Androgyne, Transvestiten und Homosexuelle als sexuelle Zwischenstufen zusammenfasst (1914: Kap. 19).

⁵ Sartre und Merleau-Ponty sprechen, wenn es um die Frage des Geschlechts geht, immer nur von Begehren (Sartre: orig. 451ff.; Merleau-Ponty: Kap.5 „Le corps comme être sexué“). Bei Sartre figuriert unter den individuell kontingenten Faktizitäten wie Klasse, körperliche Konstitution, Nationalität etc. das Geschlecht gerade nicht (orig. 392f.).

⁶ Siehe etwa: Klein, Fritz/Schwartz, Thomas (2001): *Bisexual and Gay Husbands. Their Stories, their Words*, New York/London/Oxford; Archer, Bert (2002): *The end of gay (and the death of heterosexuality)*, London (orig. Random House, Canada, 1999); Mendès-Leitê, Rommel (1996): *Bisexualité, le dernier Tabou*, Calmann-Lévy; Garber, Marjorie (2000): *Die Vielfalt des Begehrens. Bisexualität von Sappho bis Madonna*, Fischer (orig. Vice Versa, New York, 1995); Bem, Sandra L. (1993): *The lenses of gender: Transforming the debate on sexual inequality*, New Haven, Yale University Press.

⁷ Politischer Aktivismus und Einforderung von Rechten setzen benennbare Gruppenidentitäten voraus. Siehe z.B. Drucker, Peter (2000) (ed), *Different Rainbows*, Gay Men's Press, London; Young, I.M. (1989): *Polity and Group Difference*, in: *Ethics* 99/2, 250-274; Rahman, Momin (2000): *Sexuality and Democracy. Identities and Strategies in Lesbian and Gay Politics*, Edinburgh University Press; Rahman & Jackson (1997): *Liberty, equality and sexuality: Essentialism and the discourse of rights*, in *The Journal of Gender Studies* 6/2, 117-129).

zunehmend an der Macht teilhat, und weder Frau- noch Schwulsein mehr ausreichender Grund für Unterordnung sind? Was erklärt die Effeminierung des Schwulen noch angesichts einer Gesellschaft, in der der Begriff der fixen Sexualität zunehmend von einer veränderlichen nicht-identitären Erotik abgelöst wird? Wäre damit zu rechnen, dass in einer solchen Gesellschaft die Homophobie sich verliert? Ich glaube nicht und werde noch sagen, warum.

Zunächst aber scheint mir, muss auch Connell dies nicht annehmen. Um Aggressionen von Seiten an Hegemonie orientierter (ob nun hegemonialer oder marginalisierter) Männlichkeit zu wecken, ist der Link von Homosexualität auf Weiblichkeit gar nicht nötig. Er ist dann nicht nötig, wenn die aktuell gelebte Homosexualität die hegemoniale Männlichkeit in Frage stellt und in Gefahr bringt. Laut Connell tut sie dies. Connell weist explizit die Auffassung zurück, dass dies nicht so sei (183, Bezug auf Gregg Blachford): „Man kann nicht homosexuell werden, ohne diese Hegemonie in irgendeiner Weise zu beschädigen.“ (183)

Letztlich sieht Connell zwei Aspekte der subversiven Kraft schwuler Existenz:

1. „die freundlichen und friedvollen Beziehungen zu Frauen, die die jungen Männer zu Hause und am Arbeitsplatz verwirklichen“
2. „die Reziprozität ihrer sexuellen Beziehungen“ (184)

Diese beiden Aspekte sind ohne jegliche Effeminierung der Schwulen möglich.

Rührt der Schwulenhass also daher, dass die Schwulen auf gelingende Weise Bedingungen des Zusammenlebens vorführen, die mit hegemonialer Männlichkeit nicht kompatibel sind und diese untergraben?

Gerade darin scheint Connell das Veränderungspotential der Homosexualität zu sehen. Wäre dies die Erklärung für Homophobie: ein Umsichschlagen der Männlichkeit, die ihre eigene Superiorität durch Schwule bedroht fühlt?

Meuser hat wiederholt darauf hingewiesen, wie sehr „die ernsten Spiele der Männer“ zugleich Kooperation als auch Geborgenheit bedeuten. Der französische Soziologe und Anthropologe Daniel Welzer-Lang konstatiert, dass diese mann-männlichen Beziehungen häufig auch von Gewalt, Erniedrigung und Zufügung von Schmerz geprägt sind und homophobe Elemente dabei eine grosse Rolle spielen. Wäre Homophobie insofern ein notwendiges Element dieser kompetitiven Spiele, in denen Hierarchien und Freundschaften geschaffen werden, um die Nähe und Geborgenheit vom Verdacht der Homoerotik frei zu halten?

Diese Funktion homophober Äusserungen scheint plausibel, verweist aber wiederum auf die Frage, warum dieses Freihalten von Homoerotik nötig ist. Faktisch ist Homoerotik immer wieder gegeben, darf aber nicht in den Verdacht der Schwulität geraten und zur Sprache kommen. In der Antike wurde sie auch als solche zur Sprache gebracht. Was hat dafür gesorgt, dass die ernsten Spiele der Männer, die Freundschaften und Berührungen zwischen ihnen frei von Erotik werden mussten?

Der Blick in die Antike zeigt, dass extrem patriarchale Verhältnisse durchaus keine Homophobie erfordern und sogar Bestandteile institutionalisierter Homoerotik enthalten können. Kurz gesagt: Männliche Dominanz erfordert nicht notwendig Homophobie – wie Connells Aussage missverstanden werden könnte, dass hegemoniale Männlichkeit notwendig die Unterdrückung von Homosexualität enthält. Dieser Zusammenhang ist historisch kontingent.

Es fragt sich daher, was die Herstellung männlicher Dominanz in der Moderne, die inhärent homophob scheint, von der in antiken Zeiten unterscheidet. Wir werden

damit zugleich auf die Spur eines unzeitgemässen Verständnisses von Männlichkeit geführt.

Meiner Ansicht nach kann man die Quellen der Homophobie nur erkennen, wenn man ihren funktionalen Zusammenhang mit der Konstruktion der Geschlechterdifferenz zur Verfestigung männlicher Dominanz in unserer Kultur berücksichtigt.

In dieser Hinsicht zeigt sich eine entscheidende Festschreibung der zentralen Denkfigur in den vier Jahrhunderten vor und den vier Jahrhunderten nach Beginn unserer Zeitrechnung, die auch die neuzeitliche Aufklärung und die damit verbundenen politischen, sozialen und normativen Umbrüche überdauert zu haben scheint. Sie beeinflusst noch aktuell die Beziehungen zwischen Männern und generell die Einstellung zur Homosexualität in einer unzeitgemässen Weise, an die legale Mittel wie Schutz vor Diskriminierung nicht heranreichen.

Die antike Geistkonzeption

Es geht um die Auffassung davon, was eine Person ist und darum, wie ich mich als Subjekt konstituiere. Die Identifikation der Person mit dem Geist, der Vernunft, der Ratio, die in den Jahrhunderten um den Beginn unserer Zeitrechnung stattfand und gegen Ende der Spätantike fester Bestandteil von Theologie, Philosophie und Rechtssystem wurde, war letztlich geeignet, die männliche Dominanz und eine gewisse Form repressiver monarchischer und monotheistisch fundierter Hegemonie zu festigen.

Auch in Connells Konzept ist diese Betonung der Vernunft in der hegemonialen Männlichkeit angelegt (1995, ch. 7): „Hegemoniale Männlichkeit bezieht einen Teil ihrer Vorherrschaft aus dem Anspruch, die Macht der Vernunft zu verkörpern“ (185). Dazu nötig sei die „Aufspaltung in Körper und Geist“ und die Verbindung männlicher Autorität mit entkörperlichter Vernunft (185). Genau dies und mehr noch: nicht nur den Anspruch des Mannes auf Vernunft, sondern deren endgültige Maskulinisierung, die Etablierung der Vernunft als männlich, wurde in der Spätantike unhintergebares Dogma.

Die spätantike Metaphysik schuf auf dem Boden der klassischen Philosophie und der heiligen Schriften eine Männlichkeit, die dazu taugte, männliche Dominanz und generell Hegemonien abzusichern und die daher ebenfalls das Attribut „hegemonial“ verdient. Der Begriff „hegemoniale Männlichkeit“ nimmt in diesem Sinn die Bedeutung an von „Männlichkeit, die Hegemonie produziert und trägt“.

Foucault vollzieht als Historiker, was Soziologen nicht tun können, nämlich den Rückgriff auf Praktiken in der Antike und deckt bereits die entscheidende Fährte auf: die männliche Selbstkontrolle. So warnen medizinische Texte aus dem 1. Jh. den Mann vor sexueller Verausgabung. Den Stoikern diene als Vorbild aus dem Tierreich etwa das Elefantenmännchen, das nie sein Weibchen wechselt, sich nur alle zwei Jahre im Verborgenen begattet und dann sofort wäscht. Dies wurde geschätzt als Äusserung von Tugend, Seelenstärke und Selbstbeherrschung (Foucault II, Einleitung 2.1-2.2). Auch Sokrates, der so Herr seiner selbst ist, dass er den unwiderstehlichen Alkibiades abzuweisen vermag, muss letztlich als Modell der freiwilligen Selbstkontrolle dienen (Foucault II, Einleitung 2.4; Platon, Symposion 217a-219e). Diese verbindet sich mit der Idee der Beherrschung anderer und der Erkenntnis der Wahrheit. Damit ist Foucault auf der Spur einer Konzeption männlicher Sexualität, die aufs Engste mit der von Männlichkeit überhaupt, d.h. der Konstitution des männlichen Subjekts verbunden ist. Sie ist durch die Fähigkeit ausgezeichnet, die eigenen Triebe zu kontrollieren. Was bei Foucault leider zu kurz kommt, ist die

Analyse des typisch Männlichen im männlichen Begehren, also der Geschlechterdifferenz in der Konstruktion des begehrenden Subjekts.

Wie in meinem Buch vertreten, ist der Geschlechterunterschied ein fundamental topologischer, d.h. räumlicher. Die Frau ist in das Haus verwiesen, statisch ruhend, darin verwurzelt. Der vektorielle Charakter des Männlichen weist nach draussen und nach droben, zur Eroberung und zu Gott. Beginnen wir mit letzterem, denn Eroberungen gab es schon immer, aber was im 1. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung neu ist, ist das Entstehen der Schriftkultur, d.h. einer Kultur, in der die Schrift und Schriften wesentliche Elemente von Herrschaft werden. Wer die Schriften, mithin auch die Gesetze, und ihre Auslegung beherrscht, der herrscht. Die Männer sichern sich in jener Zeit die Auslegungshoheit über die Schriften.

Nun hat Schriftlichkeit mit Geist zu tun. Die Schriften sind der Ort, an dem Geist materialisiert, an dem der menschliche Geist niedergelegt wird, und sogar der Ort, an dem der göttliche Geist sich offenbart.

Zur endgültigen Zementierung männlicher Dominanz war nötig zu etablieren:

1. Der Leib-Geist Gegensatz
2. Der Geist steht über der Materie und dem Leib
3. Der Geist ist männlich

Auf diese Weise konnten die Männer den Frauen sogar noch das nehmen, was ihre scheinbar grösste unbestreitbare Macht ist: Es handelt sich um die Macht zu gebären und damit Unsterblichkeit herzustellen, soweit dies den Sterblichen möglich ist. Die zentrale Quelle dafür ist Platons Symposium, in dem weitere Weisen, unsterblich zu sein, vorgestellt werden: durch Werke, Ruhm oder Unterrichtung der jüngeren Männer in der Paederastia (Symposium 206ff.; Halperin: 113ff.). Diese Weisen werden als die höheren gegenüber der leiblichen Fortpflanzung gekennzeichnet und, wie uns die Geschichte gelehrt hat, werden sie dem Mann vorbehalten bleiben.

Diese Aneignung weiblichen Vermögens durch den Mann wird vom frühen Christentum perfektioniert. So wird die biblische Geschichte, der zufolge Adam direkt von Gott geschaffen wurde und Eva aus Adams Seite (Gen 2, 18-22) von Paulus verallgemeinert: der Mann wurde nicht aus der Frau gezogen, sondern sie aus ihm (I Cor 11.8) und von den Kirchenvätern gedeutet als grössere Nähe Adams zu Gott und als weibliche Gottferne. Die christliche Wiedergeburt der Menschheit funktioniert über den neuen Sinn, den Begriffe wie Geburt und Zeugung erhalten: Die leibliche Fortpflanzung wird nachrangig gegenüber der Fleischwerdung des Wortes, einer reinen Männerangelegenheit.⁸ Doch die christliche Metaphysik ist noch in anderer Hinsicht vergeschlechtlicht: Sie übernimmt die gesellschaftlich bestehende männliche Dominanz und appliziert sie auf verschiedenste ontologische und psychische Entitäten. So werden der Geist und die Ewigkeit männlich, die Wahrnehmung und die Zeitlichkeit weiblich, womit sich erübrigt, die Priorität zu verdeutlichen. Die Frau wird damit letztlich zum Symbol des Leibes, der Sinnlichkeit, des Irdischen. Zwar hat sie auch Geist, wie der Mann auch Leib hat, aber in ihrem Leib wendet sich der Geist dem Irdischen zu (und erliegt diesem in der Regel; vgl. Sündenfall), während der Mann allein das Vermögen hat, die Sinnlichkeit, die Triebe, also das weibliche Element in sich zu dominieren (Agacinski 2005).

Die hierin zu beobachtende Sinnenfeindlichkeit ist ein Phänomen, das seit der hellenistischen Zeit in verschiedenen Denksystemen (Stoa, Gnosis, Neuplatonismus, frühes Christentum) zu beobachten ist. Die Suche nach dem Glück wird, da die

⁸ Die französische Sozialwissenschaftlerin Sylviane Agacinski (2005) zeichnet im Detail nach, wie die antike christliche Konstruktion der Geschlechter, der männlichen Dominanz und der Sexualität von Paulus zu Augustinus (354-430) verlief.

Hoffnung schwindet, es in der Welt zu erlangen, zur Suche nach dem Heil jenseits von ihr.⁹ Dies verstärkt die Unterordnung der Frau als Symbol der Sinnlichkeit und führt zur Verdammung aller Erotik. Tolerabel ist sie allenfalls als auf die Erhaltung des Menschengeschlechts gerichtete; ideal ist der abstinente, alles Begehren kontrollierende Geist, der sich dem Göttlichen zuwendet. In diesem System haben auch homoerotische Praktiken keinen Platz. Was noch in Platons Symposion als Ausgeburt von Männlichkeit erscheinen kann, nämlich andere Männer zu lieben (192a), wird zusehends als bedrohliche Versuchung wahrgenommen und schliesslich verboten.

Der Geist tritt zunehmend in Opposition zur Sinnlichkeit. Seine Aufgabe ist nicht vorwiegend, die Welt abzubilden, sondern einerseits sie zu gestalten, besser aber, auf Gott zu sehen und sich aus der Welt zurückzuziehen. Das aus der Welt Kommende wird zur Versuchung. Sinnen- und Lustfeindlichkeit führen denn zur Repression jeglicher erotischer Reize sowie derer, die ihnen nachgeben. Wie Foucault beschrieben hat, ist die christliche Philosophie des Fleisches mit ihren Verboten etwas ganz anderes als die antike Sorge um sich und die Selbstbeherrschung. Wir beobachten einen Uebergang von der Selbstsorge zur theologisch und philosophisch begründeten moralischen und juristischen Repression – dennoch: ob Selbstbeherrschung oder Fremdbeherrschung, die Grundidee ist griechisch. Es muss hinzu gefügt werden, dass treibender Motor der Zementierung auch nicht das Christentum war. Ein Wandel in dieser Richtung zeichnete sich breiter ab, und bereits bevor Rom christlich wurde. Richtig ist, dass das Christentum diesen Trend aufgenommen und institutionalisiert hat.

Fragt man, und das interessiert uns hier mehr, warum sich ausgerechnet diese Philosophie durchsetzte, kann die Antwort nur lauten: weil sie machttauglich war. Der Vektor, der nach oben zeigt, setzte sich deshalb durch, weil er ergänzt wird durch den Vektor der horizontalen Ueberschreitung: Buch und Schwert werden die Insignien der beiden Männlichkeiten, deren einigendes Moment der Vektor ist – die Ueberschreitung. Transzendenz hinauf zu Gott und Transgression hinüber zur Eroberung der Anderen.

Die Machtstrukturen in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten wurden zusehends autoritär und repressiv. Seit den ersten Jh. bis zur frz. Revolution haben wir es mit Monarchien zu tun, die die längste Zeit religiös fundiert waren. Schwert und Buch bilden zwei Seiten einer Medaille. Die Machtkämpfe zwischen Kaiser und Papst sind bekannt: der Kaiser musste sich unter Gott stellen, der Papst erhielt weltliche Macht, die dem des Kaisers kaum nachstand. Erst am Ende der europäischen Aufklärung wurden kurz vor der frz. Revolution, die Todesstrafen auf Sodomie abgeschafft.

Die Einrichtung der radikalen Repression nicht-prokreativer Sexualität im 4. bis 6. Jahrhundert wäre nicht möglich gewesen ohne eine Metaphysik, die forderte, sich als Subjekt mit dem eigenen Geist, der Vernunft zu identifizieren und die Sinnlichkeit zu bekämpfen, die diese Vernunft ständig bedroht. Homoerotisches Begehren ist hier nur ein Spezialfall des Begehrens, das generell reprimiert wird.

Die verbreitete Assoziation von Homosexualität und Feminität, die auch in den ersten Schriften der Sexualwissenschaft Ende des 19. Jh. auffällt (cf. Ulrichs, *Vindex*, 1864, §10), ist daher wohl weniger der Grund für die Unterordnung der Homosexuellen als umgekehrt der Effekt der langen Unterdrückung, die sie machtmässig auf eine ähnliche Stufe stellte. Insofern wäre die heute fortdauernde Homophobie ein Relikt der spätantiken Konstruktion von Geist und Männlichkeit.

⁹ Grundlegend dafür: Nietzsches Analyse „Wie die <wahre Welt> endlich zur Fabel wurde“ in der *Götzendämmerung* von 1888.

Die Zähmung der Natur

Die Beherrschung des Fleisches durch den Geist ist dem der Transformation von Natur in Kultur analog, die Unterjochung bedeutet: Die Kastration des wilden Bullen, der als zahmer Ochse unters Joch und vor den Pflug gespannt wird, ist ein uraltes Paradigma und im Mithraskult noch bis in die Mitte des ersten Jahrtausends lebendig (Christina von Braun 2001: 130). Die Unterwerfung des Stiers symbolisiert die menschliche Herrschaft über die widerspenstige und teils gefährliche Natur. Im Unterschied zum Bullen hat der mit ihm phallisch assoziierte Mann allerdings Geist, der ihn befähigt, seine eigene wilde Natur zu beherrschen. Die Eigenkastration, die Auslöschung des Triebs, wird diskutiert, aber im Mittelalter verdammt. Auch nach mittelalterlichen Vorstellungen sind Herrscher und Mann durch die erste Tugend der Selbstbeherrschung ausgezeichnet (Klaus van Eickels 2006).

Die Zentralität dieser Struktur tritt wiederum zu Tage in Freuds Lehre von der Sublimation, die Triebenergie in Kulturleistung verwandelt, wie man am Fall des seine Homosexualität nicht auslebenden Leonardo da Vinci sehr schön sehen (Freud 1911). Die Phallogentrik der Psychoanalyse (Penisneid und Kastrationsangst) sexualisiert letztlich die philosophisch-theologisch begründete Priorität des Mannes (Groneberg 2005). Nicht Gott, nicht der Geist, sondern der Phallus steht diesmal im Zentrum, aber wiederum ist dieses männlich und die Frau ist Mangelwesen. Erstaunlich und – wie ich finde verräterisch – ist nun jedoch, dass das, was sublimiert werden muss, nicht wilde Aggression ist, sondern das homoerotische Element. Das aus der Kulturgewinnung ins männliche Subjekt übertragene Transformationsmodell (Kultur aus Natur durch Kastration) hat eine Verschiebung erfahren: erstens wird nicht kastriert, sondern sublimiert, was bedeutet, dass ein möglichst starker Trieb erhalten bleiben muss und zweitens wird bei der Umlenkung des Triebes ihm nicht sein verletzendes, aggressives Potential genommen, sondern sein homoerotisches. Das aggressive Potential kann dadurch erhalten bleiben und Anwendung in der horizontalen Transgression finden (der kalte Krieger).

Es steht zu vermuten, dass diese aus der Antike auf uns gekommene Konstruktion männlicher Subjektivität immer noch wirksam ist. Sein Begehren wird immer noch als natürlich und wild konzipiert: Eine starke, potentiell gefährliche Kraft muss gebändigt werden, und zwar vom Mann selbst in einsamem Kampf.¹⁰ Ist dies das Grundmuster von Männlichkeit, erklärt es, dass männliche erotische Aggressivität *erwartet* wird – und gleichzeitig erwartet wird, dass der Betroffene diese selbst in den Griff bekomme, auch angesichts von Umständen, die dem jungen Mann das Ausleben kaum gestatten – es sei denn, er geht in die schwule Szene.

Wie ich in meinem Buch dargestellt habe, brauchen wir einen neuen Geistbegriff, einen säkularisierten und geschlechtlich neutralisierten, bzw. braucht vor allem der verunsicherte Mann ihn. Wir brauchen eine säkularisierte Vernunft. Eine nicht transzendenzorientierte, die sich Natur und Sinnlichkeit entgegensezt, sondern eine irdische, horizontale, immanente. (Ansätze dazu wurden im 20. Jahrhundert beispielsweise von Max Scheler oder Herbert Marcuse unternommen. Leider wurden diese Ansätze kaum fruchtbar weiterentwickelt, was auf die Wirkmächtigkeit gegenläufiger Mächte schließen lässt.)

Und wir brauchen ein nicht-vektorielles Konzept von Männlichkeit. Eines, das nicht entweder Transzendenz oder Transgression (und damit meist Gewaltanwendung) bedeutet.

¹⁰ Für eine ausführliche Begründung siehe Groneberg 2006. Vgl. auch Walter Erhart 1997.

Literatur

- Agacinski, Sylviane (2005): *Métaphysique des sexes. Masculin/Féminin aux sources du christianisme*, Paris, Seuil.
- Braun, Christina von (2001): *Versuch über den Schwindel. Religion, Schrift, Bild, Geschlecht*, Pendo Verlag, Zürich.
- Braun, Christina von (¹1999, 1985): *Nicht Ich. Logik, Lüge, Libido*, Frankfurt am Main, Neue Kritik.
- Cantarella, Eva (2004): *L'hermaphrodite et la bisexualité à l'épreuve du droit dans l'Antiquité*, in: *Diogenes* 208, Paris, PUF, 3-15.
- Cantarella, Eva (2006): *Die Reglementierung der Bisexualität durch das römische Gesetz*, in: *Groneberg* 2006a.
- Connell, Robert (²2000): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, trad. Christian Stahl, Opladen, Leske + Budrich (Orig. *Masculinities*, Cambridge, 1995).
- Coogan, M. D. (ed.) (³2001): *The New Oxford Annotated Bible*, Oxford University Press.
- Eickels, Klaus van (2006): *Des épouses multiples vers un seul héritier. La transition vers la monogamie en Europe carolingienne à la fin du haut Moyen Âge*, in: *Groneberg* 2006a.
- Erhart, Walter (1997): *Nachruf auf den Westernhelden*, in: *Erhart/Hermann* (1997), 320-349.
- Erhart, Walter/Hermann, Britta (1997): *Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*, Stuttgart, Metzler.
- Foucault, Michel: *Sexualität und Wahrheit* (orig. *Histoire de la sexualité*), I: *Der Wille zum Wissen* 1983 (*La volonté de savoir*, 1976), II: *Der Gebrauch der Lüste* 1989 (*L'usage des plaisirs*, 1984); III: *Die Sorge um sich* 1989 (*Le souci de soi*, 1984), trad. U.Raulff/W.Seitter, Frankfurt a.M., Suhrkamp (orig. Paris, Gallimard).
- Freud, Sigmund (1910): *Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci*, in: *Gesammelte Werke*, Band VIII, ⁷1978, Frankfurt am Main, Fischer, 127-211.
- Groneberg, Michael (2002): *Männer: biologischer oder biologistischer als Frauen?* auf: AIM Gender 2.Tagung Nov.2002. <http://www.ruendal.de/aim/tagung02/abstracts.php3>.
- Groneberg, Michael (2005): *Myths and science on gender and sexuality. About Eros and Aristophanes' three sexes in Plato's Symposium*, in: *Diogenes* 208, 39-49.
- Groneberg, Michael (2006a) (Hg.): *Der Mann als sexuelles Wesen – Zur Normierung männlicher Erotik / L'homme: créature sexuelle - La normation de l'érotique masculin*, Academic Press Fribourg.
- Groneberg, Michael (2006): *Bullenmänner*, in: *Groneberg* 2006a.
- Halperin, David (1990): *One Hundred Years of Homosexuality*, New York, Routledge.
- Hirschfeld, Magnus (2001): *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*, Berlin, De Gruyter (Orig. 1914).
- Krafft-Ebing, Richard von (1886): *Psychopathia Sexualis* (¹⁴1912; London, Staples 1965; München, Matthes & Seitz, 1997).
- Merleau-Ponty, Maurice (1945): *Phénoménologie de la perception*, Paris, Gallimard.
- Plato, Symposium: Dover, K.J. (Hg), Cambridge University Press 1980.
Dt.: Schmidt-Berger, Ute (1985) (Hg): *Platon. Das Trinkgelage*, Frankfurt a.M., Insel.
- Sartre, Jean-Paul (1943): *L'être et le néant. Essai d'ontologie phénoménologique*, Paris, Gallimard.
- Ulrichs, Karl-Heinz (1994): *Forschungen über das Rätsel der mannmännlichen Liebe*, Berlin, Rosa Winkel (orig. 1864 ff.).